

(Nachdruck verboten.)

80]

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Sie liehen den Ziehwagen von der Tröblerin und fuhren nach der Apfelschute hinüber, um Lasses Sachen zu holen. Das meiste hatte er verkauft, um nicht mit zuviel Bürde in die Stadt zu ziehen. Aber eine Bettstelle mit Betten und noch allerlei anderes hatte er doch behalten. „Und dann habe ich Dir noch Grüße zu bringen von Sort und Marie Nielsen,“ sagte er. Pelle errötete. „Ihr bin ich ein paar Worte schuldig, aber ich habe es hier drüben ganz vergessen! Mein Bild habe ich ihr auch halbwegs versprochen. Nun will ich sehen, daß ich das erledige.“

„Ja, tu Du das,“ sagte Lasse. „Ich weiß ja nicht, wie nahe Ihr einander gestanden habt, aber sie war eine gute Frau, und die, die zurückbleiben, sind traurig, wenn sie vergessen werden, denke daran!“

Schon am Nachmittag machte sich Lasse ein wenig zurecht und bürtete seine Kopfbedeckung ab.

„Was nun?“ fragte Pelle, „Du wirst doch nicht allein ausgehen?“

„Ich will ausgehen und mir die Stadt ein wenig ansehen!“ erwiderte Lasse, als ob das ganz selbstverständlich wäre. „Ich will mir etwas Arbeit suchen und vielleicht geh ich auch hin und guck mir den König einmal an. Du brauchst mir nur zu erklären, in welcher Richtung ich mich halten muß.“

„Du solltest lieber warten, bis ich mitkommen kann, Du verirrst Dich bloß.“

„So, tue ich das?“ erwiderte Lasse beleidigt. „Ich habe doch ganz allein hierher gefunden, sollte ich meinen.“

„Ich kann ja mit dem alten Mann gehen,“ sagte Marie.

„Ja, geh Du mit dem alten Mann, dann kann doch niemand sagen, daß er die Jugend verloren hat,“ rief Lasse scherzend aus und nahm sie bei der Hand. „Wir beide werden, glaube ich, gute Freunde werden.“

Gegen Abend kamen sie wieder. „Menschen sind hier genug,“ sagte Lasse leuchtend, „aber Ueberfluß an Arbeit scheint hier nicht zu sein. Ich habe nach dem einen und nach dem anderen gefragt, aber keiner will mich haben. Na, das gibt sich wohl! Sonst kann ich wohl eine Stachel an meinen Stock setzen und anfangen, das Papier auf der Straße aufzusammeln, so wie die anderen alten Männer; das kann ich wenigstens noch.“

„Aber dazu gebe ich meine Erlaubnis nicht,“ erwiderte Pelle heftig. „Mein Vater soll kein Straßensammler sein.“

„Ja, aber etwas will ich doch zu tun haben, sonst reise ich wieder nach Hause. Ich will hier nicht los und ledig gehen, während Du Dich abarbeitest.“

„Du kannst Dich wirklich ausruhen und es ein wenig gut haben in Deinen alten Tagen, Vater. Aber das wird sich schon finden.“

„Ich soll mich ausruhen? Ich soll wohl auf dem Rücken liegen und mich futtern lassen wie ein Wickelkind; ich glaube gar nicht, daß mein Rücken das aushalten könnte!“

Sie hatten Lasses Bett mit dem Fuhende unter dem schrägen Dach aufgestellt, da war gerade Platz genug dafür. Pelle war ganz kindlich zu Mute als er zu Bett ging; es waren viele Jahre her, seit er in derselben Stube mit dem Vater geschlafen hatte. Aber in der Nacht quälten ihn böse Träume, Dues schreckliches Schicksal verfolgte ihn im Schlaf. Seine kräftige, gutmütige Gestalt wanderte und wanderte in dem endlosen Grau dahin, tief gebeugt, die Hände auf dem Rücken gefesselt, eine schwere eiserne Kette um den Hals und die Augen zu Boden gerichtet, als suche er den Abgrund selbst. Pelle erwachte dadurch, daß Vater Lasse über sein Bett gebeugt stand und ihm sein Antlitz befühlte, wie damals, als er noch ein Kind war.

„Was hast Du nur, Junge?“ fragte der Alte bekümmert. „Du bist doch nicht krank?“

14.

Lasse wollte nicht müßig dastehen und war eifrig damit beschäftigt, herumzulaufen und Arbeit zu suchen. Wenn er mit Pelle sprach, machte er gute Miene zum bösen Spiel und sah hoffnungsvoll aus; aber die Großstadt hatte ihn schon enttäuscht. Er begriff nicht diesen Wirrwarr und fühlte sich zu alt, um sich damit einzulassen und den Sinn zu ergründen; vielleicht war da auch keiner! Es sah im Grunde so aus, als renne ein jeder herum und gehe nach seiner eigenen Nasenspitze, ohne sich auch nur im geringsten um alle anderen zu kümmern. Man grüßte sich nicht einmal, wenn man Menschen auf der Straße begegnete. Lasse begriff das ganze nicht. „Ich hätte zu Hause bleiben sollen,“ dachte er oft.

Und mit Pelle war das ja so, daß — — nun ja, daß er von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen war! Das war ja nur wünschenswert für einen Mann. Er lief zu Versammlungen und agitierte und hatte viel zu tun, die Gedanken waren beständig damit beschäftigt, da war keine Rede von einem traulichen Geplauder wie in alten Zeiten. Verlobt hatte er sich auch, und was die Arbeiterbewegung nicht nahm, das nahm die Braut. Wie der Junge gewachsen war und sich verändert hatte, körperlich und in seinem ganzen Wesen! Lasse hatte ein Gefühl, als reiche er ihm nicht weiter als bis zum Hofenbund. Fürchtbar ernst war er auch geworden und ganz männlich; er sah aus, als habe er bereits die Bügel von irgend etwas ergriffen; man sollte ihm wirklich nicht ansehen, daß er nur ein einfacher Schustergefelle war. Es lag Verantwortung in dem Jungen, vielleicht ein wenig zuviel!

Marie pflegte den Alten zu begleiten; sie waren gute Freunde geworden und hatten genug, worüber sie plaudern konnten. Sie nahm ihn mit auf den Hofplatz der Berlingerschen Zeitung; um die Aushängetafel wimmelte es von Arbeitssuchenden, sie füllten den Torweg und standen in einer langen Schar die Straße hinauf.

„Hier kommen wir nie ran,“ sagte Lasse mißmutig. Aber Marie puffte sich vorwärts; wenn die Leute schalten, schimpfte sie wieder. Lasse war ganz entsetzt darüber, was das Kind für ein Mundwerk hatte; aber das half mächtig.

Marie las vor, und Lasse machte laut seine Bemerkungen über jede einzelne Notiz. „Hofbesitzer — ja, das bin ich ja auch einmal gewesen; aber die Sache ging schief, das ist wohl am Ende keine Empfehlung. Sonst ist das eigentlich immer der Traum meines Lebens gewesen, wenn ich mich so ausdrücken darf, das ist der schönste Wirkungskreis, den Gott einem Menschen geschenkt hat!“ Die Umherstehenden lachten. Lasse sah sie verständnislos an, dann lachte er mit und machte eine muntere Bewegung mit dem Kopf. Er ging auf alles ein.

„Was sagtest Du da? Herrschaftlicher Kutscher! Ja, ein paar Pferde fahren kann ich wohl, aber ich bin den Herrschaften am Ende nicht fein genug; ich bin bange, daß meine Nase tröpfelt!“ Er sah sich wichtig um, wie ein Kind, das beobachtet wird. „Aber Lauffunge, das wäre gar nicht so übel. Das wollen wir uns notieren. Das ist keine große Kunst, aller Hund zu sein! Hauswart — den Teufel auch! Da braucht man ja bloß da unten zu sitzen und wütend aus einem Kellerfenster hinauszugucken. Da wollen wir mal hin und unser Glück versuchen.“

Sie prägten sich die Adressen ein, bis sie sie auswendig wußten und drängten sich dann durch die Menge hindurch. „Vertenfelt ulkiger Kerl!“ sagten die Leute und sahen ihnen lächelnd nach. Lasse war ganz übermütig. Sie gingen von Haus zu Haus, aber niemand hatte Verwendung für ihn. Die Leute lächelten nur über die alte gebrechliche Erscheinung mit den breitschnauzigen Stiefeln.

„Sie lachen über mich,“ sagte Lasse niedergeschlagen. „Vielleicht weil ich ein wenig bäuerisch aussehe. Aber das ließe sich doch am Ende überwinden.“

„Ich glaub, es kommt eher davon, daß Du so alt bist und doch noch Arbeit haben willst,“ sagte Marie.

„Meinst Du, daß es deswegen sein sollte? Ich habe doch erst eben die Siebzig hinter mir, und von väterlicher und mütterlicher Seite sind mir alle beinah Neunzig geworden. Glaubst Du wirklich? Wenn sie mich bloß an die

Arbeit kommen ließen, hanti sollten sie schon sehen, daß da noch Kraft in dem alten Lothe ist! Manch ein junger Bursche würde sich wohl auf sein Hinterteil setzen vor lauter Verwunderung. — Aber was sind denn das für Leute, die da stehen und so traurig aussehen und die Hände in den Taschen haben?"

„Das sind die Arbeitslöhne; es ist flau mit dem Verdienst, und sie sagen, es wird noch schlimmer.“

„Und alle, die sich drängten, um an die Anschlagtafel zu kommen, waren das auch ledige Hände?"

Marie nickte.

„Aber dann ist es hier ja schlimmer als zu Hause; da hatten wir doch immer die Steinhauerei, wenn nichts anderes da war. Und ich hatte recht geglaubt, die gute Zeit hätte hier drüben schon angefangen.“

„Velle sagt, sie wird schon kommen,“ tröstete Marie.

„Ja, Velle, der hat gut reden. Er ist jung und gesund und hat die Zeit vor sich.“

Lasse war schlechter Laune, nichts sagte ihm so recht zu. Um ihm eine Freude zu machen, nahm ihn Marie zur Wachtparade mit, das nunterte ihn ein wenig auf.

„Das sind wahrhaftig flotte Kerls,“ sagte er. „Du, ha, wie sie sich halten! Und fein in Zeug sind sie. Aber das wissen sie auch selbst recht gut.“

Ja, Königs Soldat bin ich nie geworden. Ich stellte mich ja, weil ich jung war und Lust dazu hatte; ich war damals ein schneidiger Bursch, das kannst Du mir glauben! Aber sie wollten mich nicht haben, mein Körper taugte nicht, sagten sie; ich hat wohl schon als Kind zu viel gearbeitet. Das haben sie sich nun ja mal so in Kopf gesetzt, daß man so und so beschaffen sein soll. Ich denk' mir, um den feinen Damen zu gefallen. Sonst könnt' ich mein Land wohl auch verteidigen, ich auch.“

Unten am Börsengraben war das Pflaster aufgebrochen; eine Schar Erdarbeiter war im Begriff, den Boden für eine Röhrenleitung auszugraben. Lasse wurde ganz aufgeregt und eilte dahin.

„Das wäre so was für mich,“ sagte er und stand da und versiel in Träume beim Anblick der Arbeit. Jedesmal, wenn die Arbeiter die Hacke schwingen, machte sein alter Kopf die Bewegung mit. Er rückte näher und näher. „Du,“ sagte er zu einem von den Arbeitern, der verschauelte, „ob man hier wohl ankommen kann?“

Der Mann glockte ihn lange an. „Hier ankommen?“ rief er dann mehr zu seinen Kameraden als zu Lasse gewendet, „ja, das möchtest Du wollt? Hier kommt Ihr Ausländer von Fünen und Middelfart angerannt und wollt uns Eingeborenen das Brot vom Munde wegnehmen. Nach, daß Du wegkommst, Du jütisches Luder!“ Lachend schwenkte er die Hacke über dem Kopf.

Lasse zog sich langsam zurück. „Ward der aber wütend!“ sagte er misshütig zu Marie.

Am Abend mußte Velle ja zu all seinen verschiedenen Versammlungen, was es nun auch sein mochte. Viel zu tun hatte er, und so viel er auch wirkte, der Zustand blieb gleich schlecht. Es war wohl nicht so ganz leicht, den Bach des Elends zu stauen!

„Kümmere Du Dich nur um Deine eigenen Angelegenheiten,“ sagte Lasse. „Ich sitze hier und schwache ein wenig mit den Kindern und dann gehe ich zu Bett. Ich weiß nicht recht, mein Körper freut sich mehr und mehr auf das Bett, obwohl ich doch eigentlich nie für faul gegolten habe. Das muß das Grab sein, das ruft. Mühsig herumgehen kann ich auch nicht, ich bin ganz krank im Körper davon.“

Lasse pflegte sonst nie von dem Grab zu reden, aber jetzt hatte er seine Bertröstung so ziemlich darauf gesetzt. „Die Stadt ist auch so groß und so verstört,“ sagte er zu den Kindern. „Das bißchen, was noch von einem übrig ist, läuft einem hier durch die Finger weg.“

(Fortsetzung folgt.)

## Chadschi-Murat.

Von Leo Tolstoi.

11)

Der wackere General hatte die Unvorsichtigkeit begangen, eine Affäre aufs Tapet zu bringen, bei der eine ganze Secresabteilung mit Woronzow selbst an der Spitze, schmachlich zusammengehauen

worden wäre, wenn nicht rechtzeitig Entschluß eingetroffen wäre. Alle Anwesenden wußten, daß jene von Woronzow befehligte Expedition, bei der die Russen zahlreiche Tote und Verwundete und eine Anzahl von Geschützen verloren, ein wenig ehrenvolles Blatt in der Geschichte der kaukasischen Feldzüge bildete. Es war denn auch üblich, sobald jemand diese Expedition in Woronzows Gegenwart erwähnte, dies nur in demselben Sinne zu tun, in dem auch Woronzow selbst damals seinen Bericht an den Zaren abgefaßt hatte, dem die Angelegenheit als ein glänzender Erfolg der russischen Waffen dargestellt worden war. Wenn der General jetzt davon sprach, daß jene Abteilung „herausgehauen“ worden sei, so war damit gesagt, daß jene Affäre, weit davon entfernt, eine glänzende Waffentat zu sein, vielmehr ein böser Fehltriff war, der viele Leute das Leben kostete. Alle begriffen sogleich, daß hier ein schlimmer Verstoß gegen den Takt vorlag, und so stellten sich denn die einen, als hätten sie nichts von der Ungeschicklichkeit des Generals gemerkt, während die anderen voll Schrecken der Dinge harreten, die nun weiter kommen würden. Nur einige wenige wechselten still lächelnd vielstimmige Blicke miteinander. Von alledem merkte der General mit dem aufgezwickelten Schnurrbart nicht das geringste, und als der Statthalter jene Frage nach dem „Wo?“ gestellt hatte, antwortete er ganz ruhig und harmlos:

„Na, eben dort, wo Durchlaucht so böse in der Klemme saßen!“

Er war von dem einmal aufgenommenen Thema nicht mehr abzubringen und erzählte ganz ausführlich, wie geschickt dieser Chadschi-Murat die Abteilung mitten entzwei geschnitten habe, so daß, wenn sie nicht „herausgehauen“ worden wäre — er wiederholte immer wieder das Wort „herausgehauen“ —, nicht ein Mann sich hätte retten können. Und er hätte immer weiter und weiter erzählt, wenn nicht Manania Orbeliani, in richtiger Erkenntnis der Situation, ihn unterbrochen und nach der Beschaffenheit seines Zistiser Quartiers gefragt hätte. Der General ließ seinen Blick ganz verduht über die Anwesenden schweifen und begegnete dem Auge seines am Ende der Tafel sitzenden Adjutanten, der ihn mit bedeutsamem Blicke durchdringend ansah. Da merkte er plötzlich, was er angerichtet. Ohne der Fürstin zu antworten, blickte er in mürrischem Schweigen auf seinen Keller und begann das ihm vorgelegte, raffiniert zubereitete, nach Aussehen und Geschmack ihm unbekanntes Gericht hastig herunterzuschlingen.

Feinliche Verlegenheit malte sich auf allen Gesichtern, aber der grusinische Fürst, der an der anderen Seite der Fürstin Woronzow saß und ein überaus glatter Schmeichler und Höfling, wenn auch sonst ein recht beschränkter Kopf war, wußte der bestemmenden Stimmung geschickt ein Ende zu machen. Er begann, als ob er gar nichts gemerkt hätte, mit lauter Stimme zu erzählen, wie Chadschi-Murat seinerzeit die Witwe Achmet-Chans von Rechtulinsk entführt habe: „Witten in der Nacht brach er ins Dorf ein, nahm mit, was er mitnehmen wollte, und jagte mit seiner Schar davon.“

„Warum hatte er es gerade auf diese Frau abgesehen?“ fragte die Fürstin.

„Er hatte mit ihrem Gatten in Feindschaft gelebt und ihn verfolgt, konnte seiner jedoch bis zum Tode des Chans nicht habhaft werden, und so rächte er sich an der Witwe.“

Die Fürstin übersehte seine Erzählung ihrer alten Freundin, der Gräfin Choiseul, die neben dem grusinischen Fürsten saß, ins Französische.

„Quelle horreur!“ rief die Gräfin entsetzt, schloß die Augen und schüttelte den Kopf.

„Es war nicht allzu schlimm,“ sagte Woronzow lächelnd. „Man hat mir erzählt, daß er seine Gefangene durchaus respektvoll und ritterlich behandelt und später freigelassen habe.“

„Ja, nachdem sie ein Lösegeld erlegt hatte.“

„Nun, das ist doch selbstverständlich. Immerhin hat er sich edel gegen sie benommen.“

Diese Worte des Fürsten gaben für die weitere Unterhaltung über Chadschi-Murat den Ton an. Die Höflingschar begriff, daß dem Fürsten Woronzow durchaus damit gedient war, wenn der Person Chadschi-Murats eine recht große Bedeutung beigelegt würde.

„Ganz erstaunlich, welche Waghalsigkeit dieser Mensch besitzt! Ein höchst merkwürdiger Mensch.“

„Und was sagen Sie dazu, daß er im Jahre 1849 am helllichten Tage in den Flecken Temirchanschura einbrach und die Läden ausplünderte?“

Ein am Ende der Tafel sitzender Armenier, der um jene Zeit in Temirchanschura gelebt hatte, erzählte allerhand Einzelheiten über diesen Handstreich Chadschi-Murats.

Chadschi-Murats Laten bildeten auch weiterhin den einzigen Gesprächsstoff an der Mittagstafel. Alle rühmten um die Bette seine Tapferkeit, Klugheit und Grobmut. Jemand erzählte, er habe einmal sechszwanzig Gefangene auf einmal töten lassen; doch auch dafür fand man Rechtfertigungsgründe: was sollte man schon sagen, das war im Kriege nicht anders!

„Entschieden ein großer Mann!“

„Hätte seine Wiege in Europa gestanden, dann wäre er vielleicht ein neuer Napoleon geworden,“ meinte der grusinische Fürst, der bei aller Beschränktheit so trefflich zu schmeicheln verstand.

Er mußte, daß jede Erwähnung Napoleons, dessen Truppen Woronzow geschlagen, dem Fürsten, der für diese Waffentat das weiße Kreuz an seinem Halse erhalten hatte, stets angenehm im Ohr klang.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, Wenn auch nicht gerade ein Napoleon, so doch jedenfalls ein ganz tüchtiger Kavalleriegeneral,“ meinte Woronzow.  
 „Vielleicht kein Napoleon, aber doch immerhin ein Murat.“  
 „Er heißt ja auch Chadschi-Murat,“ bemerkte ein Bihbold.  
 „Jetzt, da Chadschi-Murat sich ergeben hat, wird wohl auch Schamyls Ende bald gekommen sein,“ jagte einer der Gäste.  
 „Sie spüren jedenfalls, daß nun aller Widerstand vergeblich ist,“ meinte ein anderer. In dem Wörtchen „nun“ lag eine Anspielung auf das Regiment Woronzow.

„All das verdanken wir Ihnen,“ sagte Manania Orbeliani.  
 Fürst Woronzow bemühte sich, die Wogen der Schmeichelei, die über ihn zusammenschlugen drohten, ein wenig zurückzudämmen. Immerhin waren alle diese glatten Reden, die in sein Ohr klangen, ihm nicht unangenehm, und als er vom Tisch aufstand und seine Dame in den Salon zurückführte, befand er sich in der allerbesten Stimmung.

Als nach dem Diner im Salon der Kaffee gereicht wurde, war der Fürst gegen alle ganz besonders herablassend und trat unter anderem auch an den General mit dem ausgezwickeltem roten Schnurrbart heran, um ihm zu verstehen zu geben, daß er seine Ungeheuerlichkeit nicht bemerkt habe.

Nachdem der Fürst mit jedem seiner Gäste ein freundliches Wort gewechselt hatte, setzte er sich an den Kartentisch. Er spielte nur sein altgewohntes L'hombre. Seine Partner waren der grusinische Fürst, ferner ein armenischer General, der das Spiel eigens beim Kammerdiener des Fürsten gelernt hatte, und als vierter Mann der Hausarzt Doktor Andrejewskij, der beim Fürsten einen großen Einfluß besaß.

Schon hatte Woronzow die goldene Tabakdose mit dem Porträt Alexanders I. neben sich hingelegt, den Umschlag des eleganten Kartenspiels aufgerissen und die Karten ausgeteilt, als sein italienischer Kammerdiener Giovanni ihm auf silbernem Präsentierteller einen Brief überbrachte.

„Noch ein Kurier, Durchlaucht!“  
 Woronzow legte die Karten hin, entschuldigte sich bei den Mitspielern, öffnete den Brief und begann zu lesen.

Der Brief war vom Sohne des Fürsten. Er schilderte den Hebertritt Chadschi-Murats und den Zusammenstoß mit Meller-Salomelskij.

Die Fürstin trat hinzu und fragte, was der Sohn schreibe.  
 „Immer noch dasselbe Thema. Er hat Unannehmlichkeiten mit dem Plakkommandanten gehabt. Simon war im Unrecht. Aber Ende gut, alles gut,“ sagte er, gab den Brief seiner Frau und wandte sich den ehrerbietig wartenden Spielpartnern zu, die er die Karten aufzunehmen bat.

Nach dem ersten Spiel öffnete Woronzow die Tabakdose und tat etwas, was er immer nur dann zu tun pflegte, wenn er in besonders guter Laune war: er nahm mit dem Zeigefinger und Daumen seiner runzeligen, weißen Greisenhand eine Prise französischen Schnupftabaks aus der Dose, führte sie zu seiner Nase empor und stopfte beide Nasenlöcher damit voll.

(Fortsetzung folgt.)

## Chinesisches Leben.

Von Friß Nummer.

### Vielweiberei.

Wie der Europäer, so ist schließlich auch der Chinese überzeugt, daß es am besten ist, wenn eine Frau das häusliche Rzepter führt. Gätten es ihn nicht schon seine Klaffler gelehrt, so wüßte er aus eigener Erfahrung, daß in dem Heim der Friede nur schwer eine bleibende Stätte hat, wenn mehr als eine Ehegenossin ihren Einzug hält. Allein die Gefühle sind bei ihm härter als der Verstand. Jedemfalls können ihn kühle Erwägungen und böse Beispiele nicht abhalten, zu seiner Gattin noch eine Anzahl Konkubinen zu nehmen. Für den kleinen Gewerbetreibenden mag die Vielweiberei eine Frage der geschäftlichen Spekulation sein. Seinen Bedarf an Arbeitskräften glaubt er am besten durch den Kauf einiger Ehefrauen zu decken. So wenig auch Näherinnen, Schuhmacherinnen und Stickerinnen an Lohn fordern, sie sind doch immer noch teurer als die Konkubinen. Der Arbeiter kann sich den Luxus freilich nur in seltenen Fällen gestatten. Er hält es mit dem Sprichwort, daß auch die schönste Frau eine Last ist, wenn das Brot mangelt.

In welchem Maße die Vielweiberei verbreitet ist, läßt sich nicht genau sagen, da es an exakten Daten in dem Lande ohne Statistik fehlt. Immerhin wird es in den wohlhabenden Kreisen, unter der Kaufmannschaft, dem Beamtentum und den Grundbesitzern wenige geben, die an der Einhe Geßmack finden. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, viele weibliche Wesen zur Befriedigung ihrer häuslichen und männlichen Bedürfnisse zu haben. Geht der Kaufmann für längere Zeit auf Reisen, so nimmt er sich eine Frau als Reisebegleiterin mit.

Der wohlhabende Chinese liebt seine häusliche Welt mit der Sternenvelt zu vergleichen. Seine (erste) Frau ist der Mond, die andern Gesponsinnen die Sterne, und er selbst die Sonne, um die sich der Mond und dessen Trabanten drehen. Uebrigens

soll die chinesische Frau selbst den Brauch nicht ganz ungerne sehen. Es schmeichelt der weiblichen Phantasie, über eine Anzahl untergeordneter Geschlechtsgenossinnen zu herrschen und von ihnen die schwere Last der Hausarbeit tragen zu lassen. Freilich bleibt der Streit um die Oberherrschaft und die Gunst des Herrn und Gebieters nicht aus. Ein altes chinesisches Sprichwort sagt: Von zehn Frauen sind neun eifersüchtig.

Tradition und Gesetz haben der chinesischen Gattin ihren Platz in der Ehe gewiesen. Nur die erste Frau gilt als legitim; zwar gebiete der Anstand, auch den andern Frauen den Titel Gattin nicht zu verjagen, aber sie sind doch der ersten Frau untergeordnet.

Im allgemeinen wird in China sehr früh geheiratet. Die Männer gehen oft die Ehe ein, noch ehe sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben; die Mädchen schon mit fünfzehn oder sechzehn Jahren, wenn sie nicht schon als kleine Kinder an einen Mann gekuppelt werden. Nun mag zugestanden werden, daß die chinesische Rasse eher reif wird als die kaukasische, jedoch aber nicht in dem Maße, um derart frühzeitige Verhehlungen zu rechtfertigen.

### Eheschließung.

Von der schönen Zeit der jungen Liebe weiß die chinesische Jugend nichts. Die Eheschließung wird von den Eltern mittels eines Unterhändlers angebahnt. Dessen Pflicht ist es, die Verhältnisse beider Parteien zu untersuchen, ihren Wünschen Rechnung zu tragen und die Hochzeit zu arrangieren. Sind die Bemühungen des Freundes zur Zufriedenheit ausgefallen, so wird der Wahrsager befragt. Weiß dieser in den Sternen der jungen Leute nichts Widerwärtiges zu finden, so kann der Austausch der Geschenke beginnen und schließlich das dreitägige Hochzeitsfest stattfinden. Wenn nach Beendigung der Zeremonien die Braut im Festgewand (das erste und letzte Mal) der Sänfte entsteigt, sehen sich die jungen Leute zum ersten Male. Ob sie nun häßlich oder schön, sympathisch oder abstoßend, Hug oder dumm sind, sie haben fürs ganze Leben zusammenzubleiben. Daß diesem mehr aufs Geratewohl geknüpften Bund Liebe und Zuneigung sehr oft mangeln, braucht nicht besonders betont zu werden. Der Mann wird einen Fehlgriff bei der Auswahl nicht allzu tragisch zu nehmen brauchen, weil es ihm jederzeit erlaubt ist, bei einer zweiten Frau das zu suchen, was er bei der ersten nicht finden kann. Aber seine Partnerin ist gezwungen, mit dem Vorlieb zu nehmen, was ihr das Schicksal oder der Unterhändler bescherte.

Der Mann gilt der Frau in jeder Hinsicht überlegen. Tradition, Gesetz und öffentliche Meinung haben ihm Rechte und Freiheiten gegeben, die zu verlangen die Frau nicht einmal träumen kann. Stirbt seine Frau, so kann er ohne Umschweife und sofort sich eine andere erküren, um den „leeren Platz auszufüllen“. Von ihm wird nicht verlangt, daß er um die verstorbene Gattin trauere, auch braucht er ihrer Beerdigung nicht beizuwohnen. Eigentlich ist der Herr der Schöpfung auch nicht gehalten, bei der Hochzeit zugegen zu sein. Ist der Bräutigam durch Geschäft oder große Entfernung verhindert, bei der Eheschließung zugegen zu sein, kann er sich einen Stellvertreter bestellen, der nicht gerade ein Mensch sein muß. Nicht selten wird ein — Gahn mit diesem wichtigen Freundschaftsdienst betraut. Diese Sitte erspart dem jungen Mann die Ehererei und Langweiligkeit, die eine mehrtägige Hochzeitszeremonie mit sich bringt. Bei der Rückkehr findet er dann, seiner wartend, Heim und Gattin vor.

Als der Gipfel der Absurdität und der Brutalität erscheint und der Brauch, ein (armes) Mädchen mit einem Toten zu verheiraten. Stirbt der Verlobte vor der Hochzeit, so wird es als der Superlativ der Tugendhaftigkeit und Schlichtheit betrachtet, wenn das Mädchen erklärt, den Verstorbenen zu ehelichen. Dies kommt keineswegs selten vor. Sie verläßt dann Verwandte und Elternhaus, um ihre Tage im Heim der Mutter des Toten zu verbringen. Nach dem Sittenkodex der respektablen Gesellschaft ist die Frau ehelos und schandhaft, die sich, wenn einmal Witwe geworden, einen anderen Mann nimmt. Und das in dem Lande, wo der Mann so oft heiraten oder das sechste Gebot der Christen übertreten kann wie es ihm beliebt. Freilich lassen sich die arbeitenden Klassen viel weniger von den Satzungen der Sittenmacher binden. Gan manches Proletariatsweib sucht durch eine zweite Heirat ihre Einsamkeit zu beenden.

### Ehescheidung.

Der Gatte, dem bei der Eheschließung ein ungünstiger Stern geseuchtet, hat das Recht, sich scheiden zu lassen. Als Scheidungsgründe gelten: Unfruchtbarkeit, Anzuchtigkeit, Eifersucht, Geschwähigkeit, Depra und Ungehorsam (den Eltern des Gatten gegenüber). Mit dem Recht der Scheidung ist für die Frau nichts gewonnen. Selbst wenn es zu ihrem Vorteil angewendet werden würde, ständen dem Sitten, Gebräuche und die öffentliche Meinung entgegen. Die Frau wird nicht wagen, das bishen Recht, das für sie durch die Gesetzesparagrafen hindurchschimmert, zu reklamieren; wirtschaftliche Abhängigkeit, Tradition und Erziehung heißen sie mit dem Vorlieb zu nehmen, was ihr das Schicksal gebracht hat. Aber auch der Mann wird nur selten den Weg wählen, den ihm das Scheidungsgesetz zeigt, da er ja ohne die legale Lösung des geknüpften Bandes jederzeit die leichte Möglichkeit hat, mit einer anderen Frau sich über das Mißgeschick bei der ersten Ehe zu trösten. Dessenungeachtet mag es eine (kleine) Anzahl von Ehescheidungen geben, die aber meistens von Männern ausgehen.

Die legitime (erste) Frau denkt nicht daran, die Trennung zu verlangen, und noch viel weniger die Konkubinen. Da der Mann als der Frau in jeder Beziehung überlegen betrachtet wird, so kann er natürlich auch nichts tun, worüber die Frau zu klagen ein Recht hätte.

Alle Kinder, die in dem weiberreichen Hause des Chinesen geboren werden, gelten als die Kinder der ersten Frau. Diese ist die „große Mutter“ für alle; sie hat das entscheidende Wort in allen häuslichen Angelegenheiten, sofern die Schwiegermutter nicht mehr vorhanden ist. Obwohl sich die Frauen eines Mannes im Rang nicht gleich stehen, scheinen es doch die Kinder. Ihnen ist die Zärtlichkeit der ganzen Hausgenossenschaft sicher. Jeder Familienzuwachs wird mit lauter Freude begrüßt, vorausgesetzt, daß er männlichen Geschlechtes ist. Zwar besingt der Poet das Mädchen als „tausend Stücke Goldes“, aber der profaisch veranlagte Chinese ist der Vorziehung dankbar, wenn sie ihm so wenig wie nur möglich von diesem goldigen Segen beschert. Die Mädchen werden so gering bewertet, daß sie bei der Rennung der Kinderzahl der Anführung nicht wert erachtet werden. Könnte der Chinese es einrichten, so würden ihm lauter Jungen geboren werden. Desgleichen die Frau. Die stillende Mutter singt ihrem Mägdelein:

Man hält einen Hund zu bewachen das Haus,  
Und ein Schwein ist nützlich auch;  
Man hält eine Katze, zu fangen die Maus,  
Aber zu was bist Du nütze, Du Mädchen?

Die vielen kleinen Leiden, die halb verscharrt auf den Feldern liegen oder auf den Flüssen treiben, bezeugen mit schrecklicher Verzehrfamkeit die Abneigung gegen die Kinder weiblichen Geschlechtes. Würde die Chinesin nur Knaben gebären, der Kindermord wäre vielleicht auch in China nicht höher als in westlichen Ländern. In manchen Gegenden ist die Vernichtung der Mädchen so groß, daß die heiratsfähigen Burschen gezwungen sind, nach auswärtig auf die Brautschau zu senden. Gewiß ist es der Widerwille gegen Mädchen nicht allein, was die Kindstötung so häufig werden läßt. Wirtschaftliche Kalamitäten, wie Missernte, Hungerstot und Ueberschwemmung, zwingen die Eltern, sich ihrer Kleinen ohne Unterschied des Geschlechtes zu entledigen. Die ersten, die geopfert werden, sind in der Regel die Mädchen. In Zeiten der bitteren Not nimmt der Kinderhandel große Dimensionen an. Mädchen und Jungen werden den Weisbietenden feilgeboten. Die einen kommen in Privathäuser als Hausflaven, die anderen in die Bordelle der Städte.

Die Geseßgebung des Landes, das für eine ganze Anzahl von Verbrechen die Todesstrafe und Folter kennt, zeigt dem Kindesmord und dem Kinderhandel gegenüber eine merkwürdige Milde. Zwar erlassen die Mandarinen hier und da Proklamationen, worin dem Volk ins Gewissen geredet wird, von der Vernichtung der Kinder Abstand zu nehmen, aber damit hat es sein Bewenden. Man wagt nicht, die staatlichen Organe gegen den Mißbrauch der Macht des Familienoberhauptes in Bewegung zu setzen. Die Macht des Vaters über die Kinder ist praktisch unbegrenzt. Er kann sie wegen Ungehorsam töten, ohne daß er eine entsprechende Strafe, wenn überhaupt eine, zu gewärtigen hat.

### Stellung der Schwiegermutter.

Altersgraue Sitten haben in China dem Kleinen Reich, das von vier Hauswänden umhegt ist, Verfassung und Geseß gegeben, den Hausgenossen ihren Platz angewiesen. Die legitime (erste) Gattin nimmt nach dem Gatten die erste Stelle ein. Sie geht ihres Ranges und der Hausgewalt verlustig, wenn die Mutter des Gatten noch am Leben ist. Die chinesische Schwiegermutter ist eine gar ehrwürdige und hohe Persönlichkeit. Für böse Menschen, die in der Schwiegermutter den Gegenstand gottlosen Witzes sehen, ist die Atmosphäre des Reiches der Mitte entschieden ungünstig. In China wird die Schwiegermutter mit einem Respekt behandelt, der an Anbetung grenzt. In allen häuslichen Dingen ist ihr Veto ausschlaggebend. Ihren Wünschen haben sich die Familienglieder lautlos und gehoramt zu fügen. Die jungen Frauen sind in vielen Fällen nicht viel mehr als die Sklavinnen der Schwiegermutter, und wenn diese, wie so oft, tyrannisch oder launenhaft veranlagt ist, so haben ihre Untergebenen die Hölle auf Erden. Die Beschaffenheit des Verhältnisses zwischen Schwiegermutter und Schwiegerkinder wird durch Sprichwörter recht deutlich illustriert: „So gut wie es keine Mutter gibt, die ihre Tochter nicht liebt, so gibt es keine Mutter, die ihre Schwiegerkinder nicht haßt.“

Im Hause des Arbeiters läßt der Zwang, Sorgen und Pflichten gemeinsam zu tragen, die Gegensätze zwischen alten und jungen Frauen nicht dauernd und allzu scharf werden. Wo nur durch Aufbietung der ganzen Kräfte aller Familienmitglieder die bittere Not von der Tür gehalten werden kann, kann sich der Luxus häuslichen Habers und kleinlicher Eifersüchteleien nicht lange und oft einbürgern.

### Die Münze als Zeichen der Nützlichkei.

Die Kleinlichkeit der Lebensverhältnisse Chinas läßt schon die Geringfügigkeit des Geldbetrags erkennen, der durch die Hand des Chinesen geht. China ist das einzige Land der Erde, das noch Kupferwährung hat. Deren Einheit bildet der Käsich, wovon fünf Stück noch nicht einmal den Wert eines deutschen Reichspfennigs ausmachen. (Der Tael existiert nur als Rechnung und hat keine

Körperliche Gestalt.) Die Käsichmünze ist schon einige tausend Jahre alt, ist etwa so groß als ein Zweipfennigstück und hat in der Mitte ein viereckiges Loch, um die Münzen auf einen Draht oder Faden schichten zu können. Der so aus Münzen entstandene Strang wird über den Schultern oder um den Leib gebunden getragen.

Um die Unhandlichkeit des Käsichs bei größeren Zahlungen zu vermindern — die 100 K. entsprechende Geldmenge wiegt 170 Pfund —, wurden vor einigen Jahren Zehnkäsichstücke, gleichfalls aus Kupfer, geprägt, deren Metallwert aber nur etwa vier Käsich beträgt. Die Herstellung dieser neuen Münze bildet für die hungrigen Provinzverwaltungen ein recht vorteilhaftes Geschäft, bedeutet für das arbeitende Volk aber ein starkes Sinken des Reallohnes.

## Kleines feuilleton.

### Hygienisches.

**Krume und Kruste.** Wenn der Kulturmensch der Gegenwart der wunderbaren Vollkommenheit des Seebisses seiner Vorfahren allermeist verlustig gegangen ist, so hat er sich diesen Mangel zum großen Teil selbst zuzuschreiben. Wir verwöhnen fast ohne Ausnahme unsere Zähne in einem unerhörten Grade, und das führt nur zu ihrer Verschlechterung. Es ist ein Naturgesetz, daß Organe verkümmern, die nicht gebraucht werden, wie beispielsweise ein Tier, das zu dauerndem Aufenthalt in einer Höhle verurteilt ist, sein Augenlicht einbüßt. Der Armenich, der auch die Knochen in einem Stück Fleisch als Nahrungsmittel betrachtete, sorgte besser für seine Zähne als sein entarteter Nachkomme, der jedes Knöchelchen und jede Gräte sorgfältig beiseite tut. Aber die Verweichlichung geht viel weiter, denn wie viele Leute gibt es nicht, die schon in jungen Jahren vom Brot die Kruste abschneiden und nur die weiche Krume essen, obgleich unser Brot ohnehin eine Verweichlichung erfahren hat. Wer als Kind einen Gefallen daran gefunden hat, trodrene Brotkrusten zu essen, hat damit seinen Zähnen bessere Dienste erwiesen, als sie später von aller Kunst des Zahnarztes geleistet werden können. Dazu kommt noch, daß in der Brotkruste Stoffe enthalten sind, die in der Krume fehlen. Dadurch bereitet der Genuß einer Brotkruste ohne Kruste eine Einbuße an Geschmack. Nun wird aber behauptet, sie seien schwerer verdaulich. Die chemische Untersuchung ergibt wenig Unterschied in der Zusammensetzung von Kruste und Krume, außer daß die Kruste nur 20, die Krume über 40 Proz. Feuchtigkeit enthält. Außerdem aber läßt sich nachweisen, daß die Kruste, die beim Backen mehr Hitze empfängt, einen größeren Gehalt an löslichen Kohlehydraten besitzt. Infolgedessen ist gerade die Kruste, wenn sie genügend gekaut wird, leichter verdaulich, zumal sie durch den kräftigeren Geschmack den Säftefluß mehr anregt. Wer es mit seinen Zähnen und mit seiner Ernährung überhaupt gut meint, sollte erstens nicht zu feines Brot essen und zweitens nie die Kruste abschneiden.

### Meteorologisches.

**Die ausgleichende Gerechtigkeit im Wetter.** Der Verlauf der Witterung weist innerhalb eines Jahres für denselben Ort eine ziemliche Gleichmäßigkeit auf, wenn man die Durchschnitte der einzelnen Witterungselemente für das ganze Jahr in Betracht zieht. Jeder Ort der Erde, an dem längere Zeit meteorologische Beobachtungen gemacht worden sind, hat seine bestimmte mittlere Jahresstemperatur und seine jährliche Regenmenge usw. und von diesen Werten weichen die Durchschnittszahlen der einzelnen Jahre meist nicht allzu weit ab. Wenn ein Sommer ungewöhnlich heiß gewesen ist, so folgt darauf ein besonders kalter Winter, wie das letzte Jahr mit aller Deutlichkeit gezeigt hat. Es findet also, wenn nicht immer, so doch oft, ein Ausgleich der Witterung innerhalb der Jahreszeiten statt. Aber auch noch in anderer Hinsicht scheint für die Aufrechterhaltung eines Gleichgewichts im Gang des Wetters gesorgt zu sein. Nach den Untersuchungen von Professor Krebs, die im „Kosmos“ besprochen werden, steht der großen Trockenheit des Sommers 1911 in Europa ein um so stärkerer Regenfall in anderen Weltgegenden gegenüber, und zwar besonders in Ostasien. Die großen Ueberschwemmungsfluten in China sind bekannt genug geworden und haben ohne Zweifel ein gut Teil zur Entwidlung der revolutionären Bewegung beigetragen. Auch in Japan fielen außerordentlich starke Regen. Ihre höchste Entwidlung scheinen sie auf den Philippinen erreicht zu haben. Auf der Hochfläche von Baguio, auf der Hauptinsel Luzon, hat der Regenmesser in den Tagen vom 13. bis 17. Juli einen Rekord zu verzeichnen gehabt. Es fielen in dieser Zeit rund 2240 Millimeter Regen, drei bis viermal mehr als in unseren Gegenden in der Zeit eines ganzen Jahres. Der Fall ist zwar nicht unerhört, aber doch eine große Seltenheit, selbstverständlich auch an tropische oder subtropische Gegenden gebunden. Der stärkste Regenfall, der in den Annalen der Witterungskunde überhaupt verzeichnet ist, erfolgte im Jahre 1876 am Südbhange des Himalaja, wo in fünf Tagen fast 2900 Millimeter Regen niedergingen.